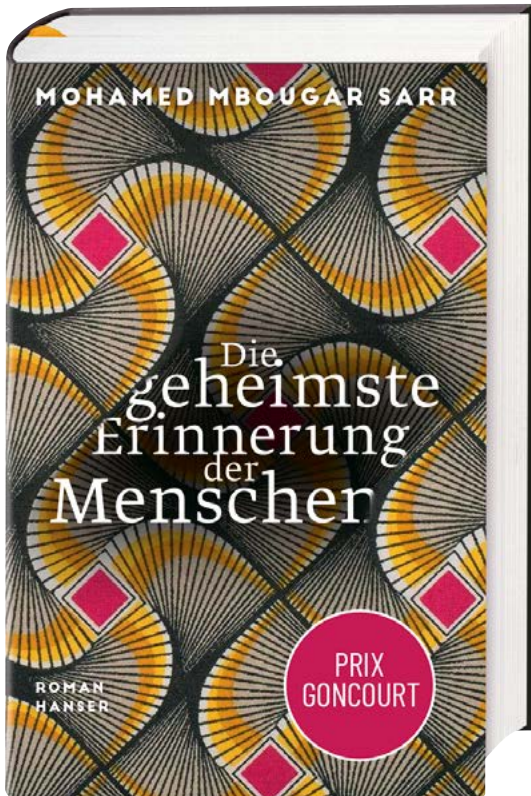


Leseprobe aus:

Mohamed Mbougar Sarr  
Die geheimste Erinnerung der Menschen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





**MOHAMED MBOUGAR SARR**

Die geheimste  
Erinnerung  
der Menschen

Roman

Aus dem Französischen von  
Holger Fock und Sabine Müller

Hanser



*Für Yambo Ouologuem*



»Über einen gewissen Zeitraum hinweg begleitet die Kritik das Werk, ehe sie entschwindet und die Leser seine Begleiter werden. Die Reise kann von sehr langer oder sehr kurzer Dauer sein. Danach sterben die Leser einer nach dem andern, und das Werk setzt einsam seinen Weg fort, obwohl sich immer wieder neue Kritiken, neue Leser seiner Reise anschließen. Dann stirbt die Kritik ein weiteres Mal, es sterben die Leser, und auf dieser nach und nach mit von Gebeinen bedeckten Straße setzt das Werk seine Reise in die Einsamkeit fort. Sich ihm zu nähern, in seinem Kielwasser zu schwimmen bedeutet den sicheren Tod, und dennoch nähern sich ihm unermüdlich andere Kritiken, andere Leser, die allesamt von Zeit und Geschwindigkeit verschlungen werden. Am Ende reist das Werk in absoluter Einsamkeit durch die unendlichen Weiten. Und eines Tages stirbt es, so wie alle Dinge sterben, so wie die Sonne vergeht, die Erde, das Sonnensystem und die Galaxien und noch die geheimste Erinnerung der Menschen.«

Roberto Bolaño, *Die wilden Detektive*





The background of the page is a complex, repeating geometric pattern. It consists of overlapping circles and squares, each filled with a dense grid of fine, parallel lines. The lines in each shape are oriented in different directions, creating a sense of depth and movement. The overall color palette is a range of light to medium greys.

**BUCH EINS**



## **ERSTER TEIL**

# Das Netz der Spinnenmutter



**27. AUGUST 2018**

Eines zumindest kann man über einen Schriftsteller und sein Werk mit Gewissheit sagen: Beide gehen zusammen durch das denkbar vollkommenste Labyrinth, ein langer Rundweg, auf dem ihr Ziel und ihr Ausgangspunkt ineinander übergehen: die Einsamkeit.

Ich reise aus Amsterdam ab. Trotz allem, was ich dort erfahren habe, weiß ich noch immer nicht, ob ich Elimane nun besser kenne oder ob das Geheimnis um ihn undurchdringlicher geworden ist. Ich könnte mich an dieser Stelle auf das Paradox jedes Wissens berufen: Je mehr wir über einen kleinen Teil der Welt erfahren, desto eher erkennen wir, wie unermesslich das Unbekannte und unsere Unwissenheit sind; diese Gleichung würde meine Gefühle gegenüber Elimane jedoch nur unvollständig wiedergeben. Hinsichtlich der Möglichkeit, eine menschliche Seele überhaupt zu kennen, erfordert sein Fall eine radikalere, das heißt pessimistischere Formel. Seine Seele ähnelt einem dunklen Stern, der alles, was sich ihm nähert, anzieht und verschlingt. Man vertieft sich eine Zeitlang in sein Leben, und hat man sich dann ernst und resigniert und alt, vielleicht sogar verzweifelt, wieder aufgerichtet, murmelt man: Über die menschliche Seele kann man nichts wissen, da gibt es nichts zu wissen.

Elimane ist in seiner tiefsten Nacht verschwunden. Die Leichtigkeit, mit der er sich von der Sonne verabschiedet hat, fasziniert mich. Die Himmelfahrt seines Schattens fasziniert mich. Das Geheimnis seiner Bestimmung lässt mir keine Ruhe. Ich weiß nicht, warum er geschwiegen hat, obwohl er noch so viel zu sagen hatte. Ich leide vor allem darunter, dass ich es ihm nicht nachmachen kann. Die Begegnung mit einem Schweiger, einem Menschen, der wirklich schweigt, stellt immer den Sinn – die Notwendigkeit – des eigenen Sprechens in Frage, weil man plötzlich nicht mehr weiß, ob es nicht ein nervtötendes Plappern ist, Sprachschlamm.

Ich halte jetzt die Klappe und lege dich beiseite, Tagebuch. Die Geschichten der Spinnenkönigin haben mich erschöpft. Amsterdam hat mich ausgelaugt. Ich begeben mich auf den Weg der Einsamkeit.

T. C. Elimane ermöglichte es den afrikanischen Autoren meiner Generation, die man bald wohl nicht mehr als jung bezeichnen kann, sich in feierlichen und blutigen literarischen Wettkämpfen gegenseitig zu massakrieren. Sein Buch hatte etwas von einer Kathedrale und einer Arena; wir traten ein wie in das Grabmal eines Gottes, und am Ende knieten wir in unserem Blut, das als Trankopfer für das Meisterwerk vergossen wurde. Eine einzige Seite von ihm genügte, um uns die Gewissheit zu geben, dass wir einen Schriftsteller vor uns hatten, ein Hapaxlegomenon, einen dieser Sterne, die nur einmal am Himmel der Literatur erscheinen.

Ich erinnere mich an eines der vielen Abendessen, die wir in Gesellschaft seines Buchs verbrachten. Béatrice, die sinnliche und willensstarke Béatrice Nanga, von der ich hoffte, dass sie mich eines Tages zwischen ihren Brüsten ersticken würde, hatte mitten im Streitgespräch ihre Krallen ausgefahren und gesagt, nur die Werke echter Schriftsteller verdienten es, dass man bis aufs Messer um sie streite, nur sie erhitzten das Blut wie ein edler Schnaps, und dass wir Schande über diese Werke brächten, wenn wir der leidenschaftlichen Auseinandersetzung, die sie erforderten, auswichen, um es uns in einem rückgratlosen Konsens bequem zu machen. Ein echter Schriftsteller, hatte sie hinzugefügt, löse bei echten Lesern, die sich immer im Krieg befänden, tödliche Debatten aus. Wenn ihr nicht bereit seid, für seinen Balg in die Arena zu treten und zu kämpfen wie beim Buzkaschi, dann haut ab, ihr werdet in eurer lauwarmen Pisse sterben, die ihr für erstklassiges Bier haltet: Ihr seid alles, nur keine Leser, und erst recht keine Schriftsteller.

Ich hatte Béatrice Nanga bei ihrer feurigen Attacke unterstützt. T. C. Elimane war kein Klassiker, sondern Kult. Die literarische Legen-



denbildung erfolgt am Spieltisch. Elimane hatte sich dort hingesezt und die drei stärksten Trümpfe ausgespielt, die man haben konnte: Zuerst hat er sich einen Namen mit geheimnisvollen Initialen zugelegt; dann hat er nur ein einziges Buch geschrieben; und zuletzt ist er spurlos verschwunden. Ja, es lohnte sich, die eigene Nase aufs Spiel zu setzen, um seinen Balg an sich zu reißen.

Man konnte zwar bezweifeln, dass es einen Mann namens T. C. Elimane jemals wirklich gab, oder sich fragen, ob es sich dabei nicht um ein Pseudonym handelte, das sich ein Autor ausgedacht hatte, um den Literaturbetrieb zum Narren zu halten oder ihm zu entkommen, aber die mächtige Wahrheit seines Buchs konnte niemand in Frage stellen: Schlag man es zu, strömte einem das Leben wieder gewaltig und rein in die Seele.

Ob Homer tatsächlich gelebt hat, bleibt eine spannende Frage. Letzten Endes ändert sie jedoch wenig an der Begeisterung des Lesers, denn wer oder was auch immer Homer war, der Leser ist ihm dankbar dafür, dass er die *Ilias* oder die *Odyssee* geschrieben hat. Ebenso bedeutungslos ist es, welche Person, Mystifikation oder Legende hinter T. C. Elimane steckte, denn diesem Namen verdankten wir das Werk, das unseren Blick auf die Literatur und vielleicht auch auf das Leben verändert hat. Sein Titel lautete: *Das Labyrinth des Unmenschlichen*, und wir suchten seine Seiten auf wie Manatis die Quelle, um zu trinken.

*Am Anfang gab es eine Prophezeiung und es gab einen König; und die Prophezeiung verhieß dem König, die Erde schenke ihm die absolute Macht, doch sie verlange dafür die Asche der Alten, und der König willigte ein; er begann sogleich, die Ältesten in seinem Königreich zu verbrennen, dann verstreute er ihre Überreste um seinen Palast, wo bald ein Wald wuchs, ein schauriger Wald, der das Labyrinth des Unmenschlichen genannt wurde.*

## II

Wie haben wir uns gefunden, dieses Buch und ich? Durch Zufall, wie immer. Doch ich vergesse nicht, was die Spinnenmutter mir gesagt hat: Ein Zufall ist immer nur ein Schicksal, das man nicht kennt. Es ist noch nicht lange her, dass ich *Das Labyrinth des Unmenschlichen* gelesen habe, etwas über einen Monat. Dennoch wäre es falsch zu sagen, Elimane sei mir vor dieser Lektüre völlig unbekannt gewesen: Seinen Namen kannte ich schon auf dem Gymnasium. Er stand im *Handbuch der schwarzafrikanischen Literatur*, einer dieser unvergänglichen Anthologien, die den Schülern im französischsprachigen Afrika seit der Kolonialzeit als literaturgeschichtlicher Leitfaden dienten.

Es war 2008, meinem ersten Jahr in einem Militärinternat im Norden Senegals. Ich begann mich für Literatur zu interessieren und hegte den Jugendtraum, Dichter zu werden; ein ganz normales Ziel, wenn man gerade die größten unter ihnen entdeckt hatte und in einem Land lebte, in dem noch immer der lästige Geist Léopold Sédar Senghors herumspukte; einem Land also, in dem das Gedicht nach wie vor zu den zuverlässigsten Trümpfen im Spiel der Verführungen zählte. Es war die Zeit, in der man Mädchen mit auswendig gelernten oder selbst verfassten Vierzeilern anbaggern konnte.

Daher verlor ich mich in Lyrikanthologien, in Wörterbüchern für Synonyme, für seltene Wörter, für Reime. Ich reimte auf Biegen und Brechen, holprige phaläkische Verse voller »überreifer Tränen«, »dehiszenten Himmeln« und »hyalinen Morgenröten«. Ich imitierte, parodierte und plagiierte. Ich blätterte frenetisch in meinem *Handbuch der schwarzafrikanischen Literatur*. Und dort stieß ich unter den Klassikern der Schwarzen Literatur, zwischen Tchichellé Tchivéla und Tchicaya U

Tam'si, zum ersten Mal auf den mir unbekannt Namen T. C. Elimane. Der ihm gewidmete Beitrag in der Anthologie war so einzigartig, dass ich bei der Lektüre verweilte. Darin heißt es (ich habe das Lehrbuch behalten):

*T. C. Elimane wurde im Senegal geboren. Er erhielt ein Stipendium, ging nach Paris und veröffentlichte dort 1938 ein Buch, dem das Schicksal einer tragischen Einzigartigkeit beschieden war: Das Labyrinth des Unmenschlichen.*

*Was für ein Buch! Das Meisterwerk eines jungen Schwarzafrikaners! Das hatte es in Frankreich noch nie gegeben! Das Buch löste eine jener literarischen »Querelles« aus, wie man sie nur in diesem Land kennt und so leidenschaftlich ausficht. Das Labyrinth des Unmenschlichen hatte ebenso viele Befürworter wie Kritiker. Doch als die Gerüchteküche dem Autor und seinem Buch prestigeträchtige Preise verhieß, setzte eine finstere Literaturaffäre dem Höhenflug ein Ende. Das Werk wurde geächtet, der junge Autor verschwand von der Bildfläche.*

*Dann brach der Krieg aus. Seit Ende 1938 hat niemand mehr etwas von diesem T. C. Elimane gehört. Sein Schicksal bleibt rätselhaft, trotz interessanter Thesen über seinen Verbleib (gut nachzulesen beispielsweise in dem kurzen Bericht der Journalistin B. Bollème, Wer war der schwarze Rimbaud wirklich? Die Odyssee eines Phantoms, Éditions de la Sonde, 1948). Von der Kontroverse um das Buch überrollt, nahm der Verlag es aus dem Handel und vernichtete alle seine Bestände. Das Labyrinth des Unmenschlichen wurde nie wieder neu aufgelegt. Heute ist das Buch unauffindbar.*

*Noch einmal: Der frühreife Autor hatte Talent. Vielleicht auch Genie. Zu bedauern ist nur, dass er es ganz den Bildern der Verzweiflung gewidmet hatte: Sein Buch war zu pessimistisch und nährte die koloniale Ansicht eines finsternen Afrikas, eines Afrikas der Gewalt und der Barbarei. Ein Kontinent, der schon so sehr gelitten hatte, noch immer litt und weiter leiden würde, durfte von seinen Schriftstellern zu Recht erwarten, dass sie ein positiveres Bild von ihm zeichneten.*

Diese Zeilen stießen mich sogleich auf Elimanes Staubspur oder, besser gesagt, auf die Spur dieses Phantoms. Ich verbrachte die nächs-

ten Wochen damit, seinem Schicksal nachzuforschen, aber das Internet lieferte nichts, was ich nicht schon dem Handbuch entnommen hätte. Es gab kein einziges Foto von Elimane. Die wenigen Websites, die ihn erwähnten, taten dies nur in Andeutungen, sodass mir bald klar wurde, dass sie auch nicht mehr wussten als ich. Fast alle sprachen von einem »schändlichen afrikanischen Autor der Zwischenkriegszeit«, ohne darzulegen, worin genau seine Schande bestand. Auch mir gelang es nicht, mehr über das Werk zu erfahren. Ich fand keinen einzigen Bericht, der sich mit dem Buchinhalt beschäftigte, keine Studie oder Dissertation, die ihm gewidmet war.

Ich sprach mit einem Freund meines Vaters darüber, der an der Universität afrikanische Literatur unterrichtete. Er meinte, Elimanes Werk habe aufgrund seines kurzen Lebens in der französischen Literatur (er beharrte ausdrücklich auf der »französischen«) im Senegal nicht entdeckt werden können. »Es ist das Werk eines Eunuchengottes. Manchmal war vom *Labyrinth des Unmenschlichen* die Rede wie von einem heiligen Buch. Die Wahrheit ist, dass es keine Religion hervorgebracht hat. Niemand glaubt mehr an dieses Buch. Vielleicht hat auch nie jemand daran geglaubt.«

Die Umstände in diesem Militärinternat irgendwo im Busch schränkten meine Nachforschungen ein. Ich beendete sie und fand mich mit der einfachen und grausamen Wahrheit ab, dass Elimane aus dem literarischen Gedächtnis gelöscht worden war, aber auch, wie es schien, aus allen menschlichen Erinnerungen, einschließlich der seiner Landsleute (bekanntlich gilt der Prophet nichts im eigenen Land). *Das Labyrinth des Unmenschlichen* gehörte zur anderen Literaturgeschichte (die vielleicht die *wahre* Geschichte der Literatur ist): zu der jener Bücher, die in einem bestimmten Zeitraum verloren gegangen sind, die nicht einmal verfemt sind, sondern einfach nur vergessen wurden, und deren Leichen, Gebeine vergessen in Gefängnissen ohne Kerkermeister auf dem Boden herumliegen und kalte Spuren in der endlosen Stille markieren.

Ich wandte mich von dieser traurigen Geschichte ab und schrieb wieder Liebesgedichte mit hinkenden Versen.

Alles in allem war meine einzige große Entdeckung in einem obskuren Webforum der lange erste Satz aus dem *Labyrinth des Unmenschlichen*, als wäre er der einzige Überlebende der Auslöschung dieses Werks vor siebzig Jahren: *Am Anfang gab es eine Prophezeiung und es gab einen König; und die Prophezeiung verhiess dem König, die Erde schenke ihm die absolute Macht, doch sie verlange dafür die Asche der Alten*, usw.



Hier nun, wie *Das Labyrinth des Unmenschlichen* in mein Leben zurückkam.

Nach meiner ersten Begegnung mit T. C. Elimane auf dem Gymnasium verging einige Zeit, ohne dass ich noch einmal mit ihm zu tun hatte. Natürlich dachte ich bisweilen an ihn zurück, aber nur ab und zu und immer etwas traurig, wie man sich an unabgeschlossene oder unabschließbare Geschichten erinnert – an einen alten Freund, den man verloren hat, ein Manuskript, das bei einem Brand zerstört wurde, eine Liebe, der man entsagt hat aus Angst, am Ende glücklich zu sein. Ich machte mein Abitur, verließ den Senegal und begann mein Studium in Paris.

Dort öffnete ich kurz die Akte Elimane, aber ohne Erfolg: Selbst in den Antiquariaten, deren Bestände man mir gepriesen hatte, blieb das Buch unauffindbar. Zudem erfuhr ich, dass man das Büchlein von B. Bollème, *Wer war der schwarze Rimbaud wirklich?*, seit Mitte der 1970er Jahre nicht mehr neu aufgelegt hatte. Mein Studium und mein Leben als Immigrant entfernten mich bald vom *Labyrinth des Unmenschlichen*, diesem Phantombuch, dessen Autor offenbar nur das Aufleuchten eines Streichholzes in der tiefen literarischen Nacht gewesen war. Und allmählich vergaß ich beide.

Mein Studium in Frankreich mündete in eine literaturwissenschaftliche Doktorarbeit, die ich ziemlich schnell als Verbannung aus dem Eden des Schriftstellers erlebte. Ich wurde ein fauler Doktorand, vom rühmlichen akademischen Weg bald abgelenkt durch etwas, das keine vorübergehende Versuchung mehr war, sondern ein ebenso anmaßender wie fester Wunsch: Ich wollte Romanautor werden. Man warnte

mich: Vielleicht wirst du mit der Literatur nie Erfolg haben; vielleicht endest du verbittert! enttäuscht! ausgegrenzt! gescheitert! Schon möglich, sagte ich. Das unentwegte »man« blieb beharrlich: Du könntest im Selbstmord enden! Vielleicht, wo-möglich; aber das Leben, fügte ich hinzu, ist nichts anderes als dieser Bindestrich. Ich versuche, auf diesem dünnen Bindestrich voranzugehen. Und sollte er unter meinem Gewicht nachgeben, sähe ich zumindest, was überlebt hat oder was unter ihm krepirt ist. Und so legte ich dem »man« nahe, sich zu verpissen. Ich sagte ihm: In der Literatur ist man nie erfolgreich, also nimm den Erfolgszug und steck ihn dir sonst wo hin.

Ich schrieb einen kurzen Roman, *Anatomie der Leere*, und veröffentlichte ihn in einem Kleinverlag. Das Buch war ein Flop (neunundsiebzig verkaufte Exemplare in den ersten beiden Monaten einschließlich derer, die ich aus eigener Tasche bezahlt hatte). Immerhin haben eintausendeinhundertzweiundachtzig Menschen den Facebook-Post geliked, mit dem ich die bevorstehende Veröffentlichung meines Buchs angekündigt hatte. Neunhundertneunzehn schrieben einen Kommentar dazu. »Herzlichen Glückwunsch!«, »Stolz!«, »Proud of you!«, »Congrats bro!«, »Bravo!«, »Inspirierend!« (und deprimierend für mich), »Danke, Bruder, du machst uns stolz«, »Freu mich aufs Lesen, Inshallah!«, »Wann kommt es raus?« (dabei hatte ich das Erscheinungsdatum in meinem Post genannt), »Wo kann man es bekommen?« (stand ebenfalls im Post), »Wie viel kostet es?« (dito), »Interessanter Titel!«, »Du bist ein Vorbild für unsere gesamte Jugend!«, »Wovon handelt es?« (diese Frage verkörpert das abgrundtief Böse in der Literatur), »Kann man es vorbestellen?«, »Gibt's ein PDF?« usw. Neunundsiebzig Exemplare.

Nach der Veröffentlichung musste ich vier oder fünf Monate warten, bis es aus dem Fegefeuer der Anonymität geholt wurde. Ein einflussreicher Journalist, Spezialist für die sogenannten frankophonen Literaturen, besprach das Buch in *Le Monde* (Afrika) mit 1200 Anschlägen, Leerzeichen mitgerechnet. Er äußerte einige Vorbehalte gegen meinen Stil, aber im Satzfuss verpasste er mir den fürchterlichen, auch gefährlichen, ja, sogar teuflischen Stempel einer »kommenden Verhei-

ßung der frankophonen afrikanischen Literatur«. Zwar blieb mir das schreckliche und tödliche »ein aufsteigender Stern« erspart, dennoch war sein Lob nichts weniger als vernichtend. Immerhin brachte es mir eine gewisse Aufmerksamkeit in den literarischen Kreisen der afrikanischen Diaspora in Paris ein – dem Ghetto, wie böse Zungen, darunter ich, sie liebevoll nannten. Von nun an wussten selbst diejenigen, die noch nichts von mir gelesen hatten und wahrscheinlich auch nie lesen würden, dank der Kurzrezension in *Le Monde Afrique*, dass ich der x-te junge Debütant war, der vor Talent nur so triefte. Für die Festivals, Lesungen, Veranstaltungen und Buchmessen, zu denen man mich einlud, war ich der geborene Teilnehmer jener unverwüstlichen Gesprächsrunden, die unter dem Titel »Neue Stimmen« oder »Neue Avantgarde« oder »Neue Literatur« oder was auch immer an angeblich Neuem stattfanden, in Sachen Literatur tatsächlich aber schon sehr alt und abgestanden wirkten. Dieses kleine Echo erreichte meine Heimat, den Senegal, wo man sich für mich zu interessieren begann, da Paris es getan hatte, was als Gütesiegel galt. Von diesem Moment an wurde *Anatomie der Leere* viel beachtet (aber nicht gelesen).

Trotz alledem war ich unzufrieden, vielleicht sogar unglücklich mit dem Roman. Bald schämte ich mich für *Anatomie der Leere* – das ich aus Gründen geschrieben hatte, auf die ich später noch zurückkommen werde – und begann, wie um mich von ihm zu lösen oder es zu begraben, von einem anderen großen Roman zu träumen, der anspruchsvoll und richtungsweisend sein sollte. Ich musste ihn nur noch schreiben.



## IV

Es ging also darum, mein *Opus magnum* zu schreiben, es war Juli, und ich versuchte mich schon seit einem Monat daran, als ich mich, unfähig, den ersten Satz zu finden, eines Nachts ins Getümmel der Pariser Straßen flüchtete. Auf ein Wunder hoffend, schlenderte ich umher. Es zeigte sich mir hinter der Glasfront einer Bar, wo ich Marème Siga D. erkannte, eine senegalesische Schriftstellerin um die sechzig, die sich für manche wegen der Skandale um jedes ihrer Bücher in eine böartige Pythia, einen Ghul oder glattweg einen Sukkubus verwandelt hatte. In meinen Augen dagegen war sie ein Engel, der schwarze Engel der senegalesischen Literatur, die ohne diesen Engel eine todlangweilige Kloake wäre, in der Bücher wie weiche Kothaufen treiben, die unvermeidlich mit Schilderungen einer altbekannten Sonne beginnen, deren »glühende Strahlen durch das Laubwerk fallen«, oder mit dem Blick auf das universelle Romangesicht mit seinen »vorspringenden« Wangenknochen, seiner »Adlernase« (oder »platten« Nase), seiner »gewölbten« oder »vorstehenden« Stirn.

Siga D. rettete die jüngste senegalesische Literaturproduktion vor ihrer verheerenden Einbalsamierung in Klischees und blutleere Phrasen, deren Nerv abgetötet ist wie der von alten, verfaulten Zähnen. Sie hatte den Senegal verlassen, um anderswo an einem Werk zu schreiben, dessen einzige Obszönität darin bestand, radikal ehrlich zu sein. Das hatte ihr einen gewissen Kultstatus eingebracht – und einige Gerichtsverfahren, zu denen sie immer ohne Anwalt ging. Sie verlor oft; doch was ich zu sagen habe, beteuerte sie, steckt dadrin, in meinem Leben, also werde ich es weiterhin aufschreiben und auf eure schäbigen Angriffe scheißen.

Ich erkannte also Siga D. Ich ging in die Bar und setzte mich neben sie. Außer uns waren noch drei oder vier andere Gäste im Raum. Der Rest schnappte frische Luft auf der Terrasse. Siga D. saß allein an ihrem Tisch, reglos. Sie sah aus wie eine Löwin, die ins hohe Gras geduckt auf Beute lauert und mit ihren großen, gelben Augen die Steppe in Stücke reißt. Die sichtlich frostige Haltung passte nicht zu dem flammenden Werk, an das ich mich erinnerte – Seiten aus Feuerstein und Diamant voll prächtiger, peleanischer Eruptionen –, und ließ mich einen Moment lang zweifeln, ob wirklich diese so unerschütterliche Frau es geschaffen hatte.

Genau in dem Moment hob Siga D. ihren Arm, um den Ärmel ihres Grand Boubou hochzuziehen. Dabei klaffte er auf, und ich erhaschte für ein paar Sekunden einen Blick auf ihre Brüste. Sie zeichneten sich ab wie am Ende eines Tunnels oder eines Wartesaals, eines Wartesaals des Begehrens. Siga D. hat unvergessliche Texte über sie geschrieben, Blasons, die der glühendsten Anthologien erotischer Texte würdig sind. Ich hatte also eine Brust vor mir, die ein literarisches Vermächtnis war. Viele Leser hatten sie im Geist gesehen, und viele von ihnen hatten sich in handfesten Fantasien über ihre Rundungen verloren. Ich frischte meine eigenen Erinnerungen auf. Der Arm fiel herunter, und die Brust sank ins Verborgene zurück.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, leerte mein Glas in einem Zug und sprach Siga D. an. Diégane Latyr Faye, stellte ich mich vor und erzählte ihr, wie sehr ich ihr Werk liebte, und von meiner Aufregung, sie zu sehen, von der Faszination, die von ihrer Persönlichkeit ausging, von meiner Ungeduld, ihr nächstes Buch zu lesen, kurz, ich überschüttete sie mit der ganzen Soße an üblichen Lobeshymnen, die ihre Bewunderer wahrscheinlich bei jedem Treffen über ihr ausgossen, und als sich in ihrem Gesicht die genervte Höflichkeit von Leuten abzeichnete, die einen Eindringling hinausbefördern wollen, ohne es ihm ins Gesicht sagen zu müssen, setzte ich alles auf eine Karte und sprach sie auf ihren Busen an, den ich gerade gesehen hatte und gerne noch einmal sehen wollte.

Sie kniff überrascht die Augen zusammen, ein Spalt öffnete sich, und ich stürzte mich hinein: »Diese Brust hat mich so sehr zum Träumen gebracht, Madame Siga.« »Gefällt dir, was du von ihr gesehen hast?«, fragte sie ruhig. »Ja, es gefällt mir sehr, und ich will mehr.« »Mehr?« »Mehr.« »Warum?« »Weil ich einen Steifen habe.« »Ernsthaft, Diégane Latyr Faye? Du brauchst nicht viel, junger Mann!« »Ich weiß, Madame Siga, aber wenn Sie wüssten, wie lange mich Ihre Brüste schon verfolgen.« »Hör auf, mich zu siezen, hör auf, mich Madame Siga zu nennen, das ist ja lächerlich, und hör auf, einen Ständer zu haben, lass die Luft raus, *mënn na la jurr*; ich könnte deine Mutter sein, Diégane.« »*Kone nampal ma*, dann leg mich an deine Brust wie eine Mutter«, erwiderte ich wie zu Teenagerzeiten, als die Mädchen meine Annäherungsversuche zurückwiesen (oder mit meinen phaläkischen Versen nichts anfangen konnten), da sie meinten, sie könnten meine Mutter sein, nur weil sie vier oder fünf Jahre älter waren als ich.

Siga D. sah mich eine Weile an, und zum ersten Mal lächelte sie.

»Ich sehe, Monsieur ist schlagfertig. Monsieur ist nicht auf den Mund gefallen. Du willst, dass ich dich stille? Na gut. Komm mit. Mein Hotel ist nur ein paar Minuten von hier. Monsieur bekommt die Brust, Inshallah.«

Sie wollte schon aufstehen, blieb dann aber sitzen: »Es sei denn, du möchtest lieber hier und jetzt gestillt werden? *Nampal?*«

Sie konkretisierte den Vorschlag und zog sogleich den Ausschnitt des weiten Boubou über ihren Busen herunter, sodass aus dem offenen Mieder eine schwere Brust sprang, die linke. »Willst du?«, fragte Siga D. »Hier hast du sie.« Die große Medaille des Warzenhofs leuchtete dunkelbraun, eine Insel inmitten eines Ozeans von lauter helleren Brauntönen. Den Kopf nach rechts geneigt, sah Siga D. mich ungerührt an, als scherte sie sich um nichts. Obwohl sie mit der ins Auge springenden und ein wenig vulgären Wirkung hätte spielen können, zeigte sie bei dieser obszönen Lust eine starke Zurückhaltung, die ich bald sogar sehr elegant fand. »Wie sieht's aus? Willst du oder willst du nicht?« Sie griff sich an die Brust. Knetete sie langsam. Nach ein paar Sekunden

erwiderte ich, dass ich es vorziehen würde, in der intimen Atmosphäre des Hotels gestillt zu werden. »Schade«, antwortete sie beunruhigend sanft und steckte ihre Brust weg; dann stand sie auf. Der Duft von Myrrhe und Zimt erfüllte die Luft. Ich zahlte. Und folgte ihr.

## V

Wir kamen in das Hotel, in dem sie für die paar Tage abgestiegen war, die sie in Paris verbrachte, um an einem Kolloquium zu ihrem Werk teilzunehmen. »Aber das ist meine letzte Nacht hier«, sagte sie zu mir, während sie den Aufzug kommen ließ. »Morgen fahre ich zurück nach Hause, nach Amsterdam. Es gilt also heute Abend oder nie, Diégane Latyr Faye.«

Mit einem schrecklichen Lächeln auf den Lippen betrat sie den Fahrstuhl. Unser Aufstieg in den dreizehnten Stock war mein schmerzhafter Absturz in ein Debakel. Siga D. hatte mit ihrem Körper alles erlebt, gemacht, ausprobiert: Was konnte ich ihr da noch bieten? Wohin sie mitnehmen? Was mir ausdenken für sie? Womit spielen? Philosophen, die die unerschöpflichen Kräfte der erotischen Erfindungsgabe rühmen, haben es noch nicht mit Siga D. zu tun gehabt, die meine Erfahrungen als Liebhaber allein durch ihre Anwesenheit auslöschte. Was sollte ich tun? Schon im vierten Stock. Sie wird nichts spüren, sie wird nicht einmal merken, wie du eindringst, dein Körper wird an ihrem zerfließen, er wird davonfließen und von den Laken, der Matratze aufgesaugt werden. Siebter Stock. In ihr wirst du nicht nur untergehen: Du wirst verschwinden, dich auflösen, zerfallen, sie wird dich a.to.mi.sie.ren, und du wirst im Clinamen der antiken Materialisten landen, in dem von Leukippos, von Demokrit von Abdera (dem philosophisch nur Empedokles gleichkam), und nicht zu vergessen, in dem von Lukrez, der in *De rerum natura* den gesegneten Genießer Epikur so großmütig kommentiert hat. Zehnter Stock. Langeweile, tödliche Langeweile, mit nichts anderem kannst du aufwarten.

Es war heiß, ich war nass von kaltem Schweiß, und Siga D. konnte

mich mit einem Fingerschnippen, einem Atemhauch wegblasen wie ein zartes Ährchen. Um neuen Mut zu schöpfen, dachte ich daran, wie ich auf Rabelais'sche Weise an der literarischen Brust liegen würde. Doch statt mir zu helfen, versetzte mir dieses Bild einen noch größeren Schlag: Meine Hände erschienen mir lächerlich hilflos und klein vor den Brüsten der Schriftstellerin, untaugliche Hände, des Begehrens unfähig, Stümpfe. Was meine Zunge betraf, so dachte ich nicht einmal daran, sie einzusetzen: Die Nippel der Dichtung hatten sie bereits verplombt. Ich war erledigt.

Dreizehnter Stock. Die Fahrstuhltür öffnete sich, Siga D. ging hinaus, ohne mich zu beachten, bog links ab, und einige Sekunden lang hörte ich ihre Schritte nicht mehr, die vom dicken Teppichboden des Korridors geschluckt wurden; kurz darauf knackte ein Schloss, das durch eine Magnetkarte entriegelt worden war, dann war es wieder still. Ich war im Fahrstuhl zurückgeblieben, wo ich endlich den Lüftchen freien Lauf ließ, die ich der Würde wegen seit dem Erdgeschoss zurückgehalten hatte. Sollte ich vielleicht Reißaus nehmen? Ich zögerte. Es wäre nicht einmal eine Flucht gewesen, denn wir wussten beide, dass ich schon verloren hatte, bevor ich überhaupt in die Schlacht gezogen war. Hätte ich mich aus dem Staub gemacht, wäre es nur das traurige, aber vorhersehbare Ende meines Debakels gewesen, die Krönung meiner unvermeidlichen Niederlage. Der Fahrstuhl wurde zum Empfang gerufen. Die Tür begann sich zu schließen. In letzter Sekunde verhinderte ich, dass sie zuschnappte, und sprang hinaus, weniger von Mut als von dem dunklen Wunsch getrieben, ein totales Fiasko zu erleben.

Ich ging also den Korridor entlang. Eine Tür war offen geblieben. Aus dem Türspalt strömte, ob als Einladung oder Warnung, der bekannte Geruch nach Myrrhe und Zimt. Ich stieß sie nicht auf; einfältig und reglos blieb ich davor stehen, als wäre es der Eingang zur Unterwelt. Schließlich ging das Licht im Korridor aus. Ich machte einen Schritt vorwärts, es ging wieder an, und ich trat über die Schwelle. Ein luxuriöser und unpersönlicher, in Pastelltönen gehaltener Raum empfing mich. Durch eine große Fensterfront, die auf einen Balkon hinausging, sah

ich einen Moment Paris glitzern. Wasser plätscherte: Siga D. duschte. Ich atmete auf: eine kleine Verschnaufpause vor der Stunde der Wahrheit.

Das unglaublich große Bett erstaunte mich dann weniger als das kitschige Gemälde, das über ihm prunkte. Kein Künstler sollte sein Werk überleben, nachdem er die Welt so oberflächlich verschönert, das heißt entstellt hat, dachte ich. Dann wandte ich mich ab, ließ mich auf das riesige Bett fallen und schickte meine Gedanken zur Decke hoch. Mehrere Szenarien, wie es weitergehen könnte, schienen mir möglich. Alle endeten gleich: Ich stieg über das Balkongeländer und sprang unter dem gnadenlosen Lachen von Siga D., die nichts gespürt hatte, in die Tiefe. Nach einer Viertelstunde kam sie aus der Dusche. Sie hatte ein weißes Handtuch um ihre Brust geschlungen, das ihr bis zu den Oberschenkeln reichte. Ein weiteres hatte sie wie den Turban einer Sultanin um ihr Haupt gewickelt.

»Ach, du bist noch da.«

An ihrem Tonfall konnte ich nicht erkennen, ob es sich um eine ungerührte Feststellung, eine überraschende Entdeckung, eine vernichtende ironische Bemerkung oder gar um eine Frage handelte. Hinter jeder dieser Optionen konnten schreckliche Andeutungen stecken. Ich antwortete nichts. Sie lächelte. Ich beobachtete, wie sie zwischen Schlafzimmer und Badezimmer hin und her ging. Siga D. hatte den Körper einer reifen Frau, die weder vor der Lust noch vor dem Leid jemals zurückgeschreckt war. Eine von Schmerz durchwirkte Schönheit; ein schamloser, erfahrener, geächteter Körper; ein Körper, der nichts Grobes an sich hatte, den die Grobheit der Welt aber nicht erschreckte. Man musste ihn nur richtig sehen, um ihn zu erkennen. Ich betrachtete Siga D. und wusste Bescheid: Vor mir stand kein menschliches Wesen, es war eine Spinne, die Spinnenmutter, in deren gewaltigem Werk Milliarden von Fäden aus Seide, aber auch aus Stahl und vielleicht aus Blut ineinander verschlungen waren, und ich war eine Fliege, die sich in diesem Netz verfangen hatte, eine fette, grün schillernde Fliege, gefesselt von Siga D., gefangen im Gespinnst und in der Dichte ihrer Leben.

Es vergingen jene langen Minuten, in denen manche Frauen nach dem Duschen tausenderlei Dinge tun, die von größter Wichtigkeit für sie zu sein scheinen, ohne dass man genau wüsste, was. Am Ende setzte sie sich, immer noch nur mit ihrem Handtuch bekleidet, vor mir auf einen Sessel. Das Handtuch wanderte nach oben, und ich sah ihren Oberschenkelansatz, dann ihre Hüften und schließlich den Schamhügel. Ich versuchte gar nicht erst wegzuschauen und starrte einen Moment lang auf ihr Schamhaar. Suchte nach ihrem verborgenen Auge. Sie schlug die Beine übereinander, und auf einmal verblasste die Erinnerung an Sharon Stone in meinem Gedächtnis.

»Ich wette, du bist Schriftsteller. Oder angehender Schriftsteller. Wundere dich nicht: Ich habe gelernt, Leute deines Schlags mit einem Blick zu erkennen. Sie betrachten die Dinge, als bürge jedes ein tiefes Geheimnis. Sie schauen das Geschlecht einer Frau an und vermuten in ihm den Schlüssel zu ihrem Geheimnis. Sie ästhetisieren. Aber eine Muschi ist nur eine Muschi. Eure lyrischen Ergüsse oder eure Mystik braucht es nicht, wenn ihr eure Blicke darin versenkt. Man kann nicht gleichzeitig den Augenblick erleben und ihn beschreiben.«

»Und ob. Selbstverständlich kann man das. Als Schriftsteller zu leben, ist doch nichts anderes. Jeden Moment des Lebens in Schreiben verwandeln. Alles mit den Augen eines Schriftstellers sehen und ...«

»Du irrst dich. Typen wie du begehen alle denselben Irrtum. Ihr meint, die Literatur könne das Leben korrigieren. Oder vervollständigen. Oder ersetzen. Das ist falsch. Schriftsteller, und ich kannte viele, gehörten schon immer zu den schlechtesten Liebhabern, denen zu begegnen mir vergönnt war. Und weißt du warum? Wenn sie mit dir schlafen, denken sie bereits an die Szene, in der sie diese Erfahrung verarbeiten. Jede ihrer Liebkosungen ist verdorben von dem, was ihre Vorstellungskraft daraus macht oder machen wird, jeder Stoß ihrer Lenden wird von einem Satz geschwächt. Wenn ich während des Liebesspiels mit ihnen rede, höre ich beinahe ihr ›murmelte sie‹. Sie leben in Kapiteln. Beginnen ihre Sätze mit Anführungsstrichen. *Als het erop aankomt* – das ist Niederländisch und heißt so viel wie ›wenn es drauf ankommt‹ –, sind



Schriftsteller deines Schlages in ihren Fiktionen gefangen. Ihr seid rund um die Uhr Erzähler. Was zählt, ist das Leben. Das Werk kommt erst danach. Die beiden sind nicht zu verwechseln. Niemals.«

Interessante und fragwürdige Theorie, doch ich hörte nicht mehr zu. Das Handtuch von Siga D. war nahezu ganz aufgegangen. Sie hatte ihre Beine wieder nebeneinandergestellt. Ihr offenes Badetuch enthüllte mir fast ihren ganzen Körper: ihren Bauch, ihre Taille, die vielen Inschriften auf ihrer Haut ... Nur ihre Brüste waren noch von zwei Handtuchenden verborgen. Das Auge konnte ich nun deutlich sehen, und es stand außer Frage, dass mein Auge als Erstes blinzeln würde.

»Siehst du: Selbst jetzt denkst du an Sätze. Ein schlechtes Zeichen. Wenn du einen guten Roman schreiben willst, vergiss ihn für einen Augenblick. Du willst doch ficken, oder? Ja, das willst du. Ich bin hier. Denk an nichts anderes. Nur an mich.«

Sie stand vom Sessel auf, kam näher, neigte ihr Gesicht über meines. Ihr Handtuch fiel herunter, die Brust kam zum Vorschein; sie drückte sie gegen meine.

»Sonst hau lieber ab und schreib noch einen kleinen Scheißroman.«

Ich fand diese Provokation etwas kindisch und warf Siga D. aufs Bett. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht – Triumph, Lust, Herausforderung – erfüllte mich mit rasendem Verlangen. Ich begann, ihre Brüste zu küssen. Ich strengte mich an und entlockte ihr Seufzer oder, treffender, vorzeitige Seufzer. Das zumindest wollte ich glauben. Ob real oder geträumt, sie elektrisierten mich. Ich war dem Zentrum des Netzes nahe: Ich, die Fliege, war dem geheimnisvollen und tödlichen Zentrum im Haus der Spinnenmutter nahe. Ich wollte zum Auge hinuntergleiten. Doch sie hielt mich zurück und wälzte mich, hellauf lachend, wie ein Kind mit demütigender Leichtigkeit zur Seite; dann stand sie auf und begann, sich anzuziehen.

Nachdem mich kurz ein heftiger Zorn befallen hatte, wollte ich wieder zur Sache kommen. Aber das Wissen um das lächerliche Bild, das ich in diesem Moment wohl abgab, ließ mich innehalten. Ich hielt die Klappe und blieb stumm. Siga D. stimmte ein Lied auf Serer an. Ich

streckte mich aus, hörte ihr zu, und allmählich wurde das Zimmer, das bis dahin nur eisigen Komfort ausgestrahlt hatte, lebendig und traurig und von Erinnerungen bevölkert. Das Lied erzählte von einem alten Fischer, der sein Boot vorbereitete, um eine Fischgöttin herauszufordern.

Ich schloss die Augen. Siga D. zog sich vollends an und trällerte die letzte Strophe. Das Boot entfernte sich auf dem friedlichen Ozean, und der Fischer suchte mit starren und glänzenden Augen den Horizont ab, bereit, sich dem göttlichen Fabelwesen zu stellen. Er drehte sich nicht zum Ufer um, wo seine Frau und seine Kinder ihm hinterhersahen. Ganz am Ende, *Sukk lé joot Kata maag, Roog soom a yooniin, Verschwand sein Einbaum hinter dem Ozean, Und Gott war sein einziger Begleiter*. Siga D. verstummte, eine bohrende Traurigkeit erfüllte das Zimmer.

Sie währte einige Sekunden, und als Siga D. mich aufforderte, mit ihr auf den Balkon zu kommen, wo wir uns besser unterhalten könnten, drängte sich mir förmlich ihre Bedrückung und ihr Geruch auf. Sie hatte ein ausgezeichnetes Gras aus Amsterdam mitgebracht, drehte eigenhändig, lässig und mit routinierter Geschicklichkeit einen großen, ziemlich einschüchternden Joint, jedenfalls hatte ich noch nie eine so große Tüte gesehen, und während wir über ernste und leichte Dinge redeten, über die tausend Masken des Lebens, über die Traurigkeit im Mittelpunkt aller Schönheit, rauchten wir einen wirklich riesigen Joint und ein vorzügliches Gras. Ich fragte sie, ob sie den Rest der Geschichte vom Fischer und der Fabelgöttin kenne.

»Nein, Diégane. Ich glaube nicht, dass es eine Fortsetzung gibt. Eine meiner Stiefmütter, Ta Dib, hat mir das Lied in meiner Kindheit vorgesungen. Sie hat es immer so enden lassen.«

Nach einer kurzen Pause sagte Siga D., *als het erop aankomt*, sei eine Fortsetzung nicht nötig, schließlich kenne doch jeder von uns den Ausgang dieser Geschichte, die nur auf eine Art enden könne. Ich stimmte ihr zu, es konnte nur ein Ende geben. In diesem Moment erlosch der glimmende Joint zwischen meinen Fingern. In meinem ganzen Leben hatte ich mich selten so entspannt gefühlt. Ich sah zum Himmel

hinauf, einem sternlosen Himmel, der von etwas verschleiert wurde – nicht von vorüberziehenden Wolken, sondern von etwas anderem, das von maßloser Weite und Tiefe war und wie der Schatten eines riesigen Geschöpfes über der Erde schwebte.

»Das ist Gott«, sagte ich und schwieg einen Moment lang, bevor ich mit ruhiger, leiser Stimme fortfuhr (ich glaube, ich hatte nie wieder das beispiellose, durch nichts zu rechtfertigende Gefühl wie damals, die Wahrheit intuitiv zu erkennen): »Das ist Gott. Er ist uns heute Abend sehr nahe, ich glaube sogar, dass Er uns schon lange nicht mehr so nahe gewesen ist. Aber Er weiß es. Er weiß, dass Seine Ankunft Ihn endgültig vernichten würde. Er ist noch nicht hinreichend gerüstet, um Seinem größten Albtraum entgegenzutreten: uns Menschen.«

»Du gehörst also zu denen, die das Rauchen von Gras in Metaphysiker und Theologen verwandelt«, murmelte Siga D.

Nach einem weiteren Moment des Schweigens sagte sie: »Warte.« Dann ging sie ins Schlafzimmer, kramte in ihrer Tasche und kam mit einem Buch in der Hand zurück. Sie setzte sich wieder, schlug es wahllos auf: »Wir können diesen Abend nicht beenden, ohne ein wenig Literatur zu lesen, ohne dem Gott der Dichter ein paar Seiten zu opfern.« Dann begann sie zu lesen: Schon nach drei Seiten lief es mir eiskalt den Rücken hinunter.

»Ich weiß. Es ist besser als ein Joint«, meinte sie und klappte das Buch zu.

»Was ist das?«

»*Das Labyrinth des Unmenschlichen.*«

»Unmöglich.«

»Wie bitte?«

»Unmöglich. *Das Labyrinth des Unmenschlichen* ist ein Mythos. T. C. Elimane ist ein Eunuchengott.«

»Du kennst Elimane?«

»Ja, ich kenne ihn. Ich hatte das *Handbuch der schwarzafrikanischen Literatur*. Ich habe dieses Buch gesucht, während ... Ich ...«

»Kennst du die Geschichte des Buchs?«